

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1844

60 (24.10.1844)

Karlsruher Beobachter.

Beiblatt zum Karlsruher Tagblatt.

Nr. 60.

Donnerstag den 24. Oktober

1844.

Die deutsche Gewerbe-Ausstellung.

Unter den französischen Publizisten, welchen nach Berlin gekommen, um die deutsche Gewerbe-Ausstellung zu besichtigen und darüber in Frankreich Berichte zu erhalten, nimmt Herr Barral, der seine Bildung in der nunmehr aufgelösten polytechnischen Schule erhalten, eine ehrenwerthe Stelle ein. Herr Barral ist Mitarbeiter an der *Démocratie Pacifique*, einem bisher noch wenig in Deutschland gekannten Blatte, welches sich die Aufgabe gestellt, weder einseitig das Interesse der Regierung, noch eben so einseitig das des Volkes, wie es nach beiden Richtungen hin so viele andere Zeitungen thun, sondern stets beide Interessen zugleich wahrzunehmen und zu vertheidigen, weshalb es sich auch „*Journal des intérêts des Gouvernements et des Peuples*“ nennt. Es ist, seinem Titel gemäß, für die Erhaltung sowohl der inneren Ordnung und Ruhe, als des Friedens mit den auswärtigen Mächten. Es wehrt daher auch jeden Gedanken an eine Wiedererobrerung der sogenannten natürlichen Grenzen Frankreichs mit Unterschiedenheit ab und mahnt vielmehr zur engsten Aneinanderschließung der beiden großen Nachbarvölker, des deutschen und des französischen, die zusammen, und ohne sich gegenfeitig in ihrer Integrität zu beeinträchtigen, die Bildung der Zeit und den Fortschritt repräsentiren.

Auch die uns vorliegenden Berichte des Herrn Barral tragen diesen Charakter der gegenfeitigen Anerkennung der Völker und zu gleicher Zeit der Achtung bestehender Institutionen. In einem sehr ausführlichen Artikel (im Blatt vom 19. September) wird über den Fortschritt und die Ausbreitung der Communications-Mittel in Deutschland, über den Zustand der Posten, so wie über das allmähliche Anwachsen und die Einkünfte des Zollvereins, Bericht erstattet. Ein älterer Artikel (im Blatt vom 6. September), datirt aus Berlin vom 31. August, enthält unter Anderem Folgendes:

„Wenn man Deutschland durchreist, so nimmt man bald wahr, daß in Folge des langen Friedens, dessen sich Europa erfreut, jedes Gebiet und jede Stadt im deutschen Norden einen Bewunderung erregenden Grad von Macht und Reichthum erlangt hat. Sachsen und Preußen zeigen eine bei uns unbekannt Wohlhabenheit; dem Auge des Reisenden stellt sich eine Behaglichkeit dar, die ihn überrascht, während das Elend nirgends wahrzunehmen ist.“ *) In den gewerbefleißigen Centralstädten Frankfurt a. M., Leipzig, Berlin ist man erstaunt, des Abends nur Arbeitern zu begegnen, die beinahe wohlhabend zu sein scheinen; warm bekleidet und munteren Aussehens, zeigen sie, obwohl lautlos, keine Spur der Unruhe oder der Sorge. Es scheint uns ausgemacht, daß die große Entwicklung der Industrie hier noch nicht den Krieg der Konkurrenz herbeigeführt, daß Alle noch zu leben finden, und daß die glänzenden Geschäfte des Einen nicht den Ruin des Anderen zur natürlichen

Folge haben. Ohne irgend ein peinliches Gefühl besucht man daher auch die zahlreichen Werkstätten, die von allen Seiten sich erheben. Der Anblick des deutschen Gewerbfleißes erfreut zu gleicher Zeit die Seele, während er die Wissbegierde des Beobachters befriedigt. Man bewundert, ohne besorgliche Gedanken im Hintergrunde zu hegen; man studirt mit Nutzen und wird durch kein Bedauern gestört, indem man die Entwicklung betrachtet, welche Manufaktur-Industrie in Deutschland genommen, wenn man sieht, wie sehr diese friedfertigen, muthvollen und wie junge Männer kräftigen Völker in den Künsten vorgeschritten sind. Wahrlich, ein merkwürdiges Schauspiel für einen Franzosen, welcher gewohnt ist, zu glauben, daß Deutschland hinter den großen Fortschritten zurückgeblieben, und daß es nur einen beschränkten Antheil an der Umwälzung nehme, die durch die Macht des Dampfes in der Fabrication herbeigeführt worden.

... „Obwohl Deutschland, glücklicher darin als Frankreich, eine große Anzahl industrieller und Handels-Mittelpunkte besitzt, so dürfte Berlin doch, wenn es dies nicht schon geworden, das Haupt-Centrum der deutschen Industrie werden. Gleichwohl wird diese Stadt hierdurch doch niemals das Unglück anrichten, das von Paris ausgeht, denn in Deutschland ist die Individualität der einzelnen Landestheile noch nicht zerstört, und man darf hoffen, daß sie auch fernerhin stark und mächtig bestehen werde als ein Hinderniß gegen eine absolute Centralisation, welche letztere der socialen Entwicklung eines großen Staates so nachtheilig ist. Wie dem aber auch sei, Berlin übt in diesem Augenblicke eine Handlung der Souveränität über das übrige Deutschland aus, indem der Gewerbfleiß aller Staaten des Zollvereins ihm Muster seiner zahlreichen und mannigfaltigen Erzeugnisse zugesandt hat. Dieses Fest der Industrie, welches so nahe mit dem kürzlich in Paris stattgefundenen zusammentrifft, entspricht in gewisser Hinsicht einem lebhaften Wunsche, den alle Freunde des Gewerbfleißes und der Menschheit hegen. Es bildet gewissermaßen die Fortsetzung eines Wettkampfes von Frankreich und Deutschland. Es fehlt nichts, als die Einheit des Ortes und der Zeit, und der Presse liegt die Pflicht ob, diesem Mangel abzuwehren, indem sie dem Publikum in Paris darstellt, was in Berlin vorgeht. Die Vergleichung der Fortschritte des Gewerbfleißes in Frankreich und in Deutschland gewährt eines der interessantesten und nützlichsten Studien, besonders in diesem Augenblicke, wo es so sehr zu wünschen, daß die beiden Länder sich in ihren politischen und Handels-Interessen auf das innigste verbinden. Die Deutschen haben sämmtlich ihre Blicke auf Frankreich gerichtet; alle lieben sie es und wünschen eine solche Einigkeit. Tausend- und aber tausendmal giebt sich täglich die Tendenz zu erkennen, welche sie uns zuwendet und von Rußland entfernt; Möchten doch auch die Regierungen bald einsehen lernen, wie nützlich den beiden Völkern und wie förderlich den Fortschritten der Civilisation eine Allianz zwischen Frankreich und Deutschland sein, wie sehr sie den Frieden der Welt befestigen und die Wohlfahrt der beiden Nationen sichern würde.“

*) Diese Bemerkung möchte auf das südwestliche Deutschland wohl in noch höherem Grade Anwendung finden.

„Die Gewerbe-Ausstellung des deutschen Zollvereins ist in Berlin am 15. August eröffnet worden. Zu spät angekündigt und in der Ungewißheit über einige Bestimmungen, sind natürlich auch manche unsichere Versuche gemacht worden, wie sie mit einem ersten Experimente dieser Art nothwendig verbunden sind. Täglich gehen noch neue Gegenstände ein und nehmen in den weiten Räumen des Zeughauses Platz. Dieses Gebäude, nur dazu bestimmt, die Werkzeuge der Zerstörung aufzunehmen, zeigt jetzt den erschauerten Blicken die Wunder der Industrie. Wahrlich, ein anziehendes Schauspiel ist es, wie diese Maschinen, diese Stoffe, diese Gegenstände der Kunst, des Luxus und des Nützens, kurz alle diese Werkzeuge des Friedens jene Werkzeuge des Krieges vertrieben haben. Es ist dies ein materielles Zeichen, daß ein neues Zeitalter begonnen, ein Zeitalter, in welchem alle Fortschritte sich auf friedlichem Wege machen, ohne daß man zu Menschenschlägereien, zur Niederbrennung von Wohnsitz, zur Zerstörung der Erzeugnisse des Ackerbaues und des Kunstfleißes seine Zuflucht nimmt. . . . Man sollte glauben, besonders wenn man sich der Unordnung beim Beginn der französischen Ausstellung erinnert, daß die von den deutschen Fabrikanten bei ihren Einsendungen beobachteten Verzögerungen, welche letztere daher rühren, daß die Ausstellung nicht zeitig genug angekündigt worden, dem Schauspieler, welches das große Ensemble so vieler Erzeugnisse darbietet, bedeutenden Eintrag thun müßte. Die preussische Regierung hatte jedoch mehrere Männer nach Paris gesandt, um die in Frankreich getroffenen Anordnungen kennen zu lernen, und Deutschland hat von den zahlreichen bei uns begangenen Fehlern Nutzen zu ziehen gewußt. Es herrscht überall eine so treffliche Ordnung, daß diese fast wie Kälte ausieht, was der industriellen Feier weniger das Ansehen eines Festes giebt, wie sie es in Paris hatte. Zahlreiche Diener, viel höflicher als die unsrigen, obgleich sie keine Franzosen sind, sorgen dafür, daß man sich nicht stößt, sich nicht umrennt und sich nicht drängt, indem man sich nach entgegengesetzten Richtungen hin bewegt, aber sie lassen auch den Beschauern freien Spielraum, um Alles mit Bequemlichkeit zu prüfen. Andererseits sind die Produkte besser klassifizirt und besser zusammengestellt, was das Studium bedeutend erleichtert. Endlich, obwohl in einem soliden Gebäude wohl verwahrt, und nicht in einer Bretterbude, die jedem Windstoße preisgegeben, so daß die Sachen von einem Ungewitter überschwemmt werden können, sind alle diese verschiedenen Gegenstände von der preussischen Regierung asskurirt, denn sie will nicht, wie es bei uns geschehen, die Fabrikanten, die sie zu einem Feste einlädt, dadurch in bedeutende Verluste bringen.

„Gleichwohl dürfen wir, nachdem wir diese Anerkennung ausgesprochen, doch auch nicht verhehlen, daß wir uns nicht wenig gewundert über eine in Berlin getroffene ungentile Anordnung; der Besucher ist nämlich verpflichtet, zu bezahlen, allerdings nicht sehr viel, aber doch immer zu bezahlen, und dadurch wird der arme und der Handwerker von diesem unterrichtenden Schauspiel ausgeschlossen. Eine solche Maßregel ist nicht angemessen, der Milderungen ungeachtet, die man damit verbunden, indem den zur Ausstellung gekommenen Fremden und den Arbeitern einiger Fabriken Gratiskarten erteilt werden. Die Aristokratie und die Banquiers wollten mit den Proletariern nicht in Berührung kommen, sich nicht an ihnen stoßen, und man hat der Aristokratie und Banquiers nachgegeben.

„Berlin ist sehr stolz auf seine Ausstellung; es freut sich darüber, nicht hinter Paris zurückgeblieben zu sein. Jene Stadt geht sogar noch weiter: sie behauptet, daß, wenn man auf die Neuheit einer allgemeinen Ausstellung des Zollvereins Rücksicht nimmt, sie sogar den Beweis einer gewissen Ueberlegenheit der deutschen Industrie geliefert habe. Es ist dies deutsche Eigenliebe, die noch ebenein durch einige französische Blätter gereizt wurde.

Mit Erstaunen haben wir in der That im Journal des Débats gelesen, daß der größere Theil der Gegenstände auf der Berliner Ausstellung Etiketten von London und Paris trage; es ist dies eine kleine Verläumdung, welche Frankreichs nicht würdig ist.“

Herr Barral, welcher es rühmt, daß man ihn in allen Fabriken, in allen Werkstätten Berlins auf das freundlichste aufgenommen und mit dem Sehenswürdigsten bekannt gemacht habe, verspricht, daran eine Vergleichung der französischen und der deutschen Industrie zu knüpfen, die er in seinen folgenden Artikeln ausführen will, und auf welche wir später noch zurückzukommen denken.

Die Gesandten aus der Casentiner Landschaft^{*)}.

Zu der Zeit, da Bischof Guido über Arezzo herrschte und eingesetzt war, erwählten die Gemeinen der Casentiner Landschaft aus ihrer Mitte zwei Gesandte, um sie an ihn abzufertigen und ihn wegen gewisser Dinge durch sie anzugehen.

Sie theilten diesen Gesandten ihren zu erfüllenden Auftrag in der Ordnung mit und gaben ihnen eines Abends spät das Geheiß, des andern Morgens ihre Reise anzutreten. Die Gesandten bestellten auch in der Geschwindigkeit Haus und Hof, ordneten ihre Angelegenheiten, packten ihre Sachen zusammen und machten sich zur rechten Zeit und Stunde auf den Weg.

Wie sie nun aber etwa einige Meilen mochten zurückgelegt haben, sagte der Eine zum Andern: Erinnerst du dich noch des Auftrages, den sie uns gegeben haben? — Der Andere erwiedert, er habe sich ihn nicht gemerkt. — Worauf jener sprach: Ich verließ mich dabei auf dein Gedächtniß, und dieser hinwiederum, und ich mich auf das deinige. Sie sahen sich mit Erstaunen einander an und einer wie der andere meinte, das haben wir gut gemacht! Was ist da zu thun? — Weißt du etwas, nahm der erstere wieder das Wort, wir werden nun bald in dem Wirthshause sein, wo wir Mittag machen. Dort wollen wir mit unserem Verstande ein übriges thun, und ihn mit Nachdenken recht in die Enge treiben, so weit es immer gehen mag. Es müßte doch mit unredlichen Dingen zugehen, wenn wir uns der Geschichte nicht wieder erinnerten. — Der Andere nickte mit dem Kopfe und brumnte in den Bart: Wohlan, so mag es immerhin geschehen. —

Träumend und trabend, von Ort zu Ort, kamen sie um die dritte Stunde in der Herberge, wo sie zu Mittag essen wollten, an. Wie sie allda aber auch hin und her dachten und überlegten, ehe sie sich zu Tische setzten, so erfüllte ihr Gedächtniß doch nicht die gelindeste an dasselbe gestellte Forderung. Des Mittags wurden sie von ihrem Wirth mit einem sehr feinen und vortrefflichen Weine bedient. Und angesehen, daß ihre Gedanken sich natürlicher Weise lieber mit dem Weine als mit der verzweifeltsten Ergübelung ihres Auftrages beschäftigten, so huben sie der Flasche zuzusprechen an, tranken und tranken, füllten die Gläser und leerten sie wieder, so oft und so lange, bis sie es nach aufgehobener Tafel dahin gebracht hatten, daß ihnen Zweck und Bedeutung ihrer Gesandtschaft nicht nur nicht in den Sinn, sondern sie selbst so ganz und gar von Sinnen gekommen waren, daß sie nicht mehr wußten,

*) Zum Beweise, daß das Territorium von Schilda sich nicht durch die Alpen begrenzen läßt, theilen wir eine italienische Novelle aus dem 15. Jahrhundert mit. Sie ist von Boccaccio's Freund und Nachahmer, Franco Sacchetti, der 300 Novellen nach großentheils wahren Anekdoten verfaßte.

wo sie sich befanden und daß ihnen nichts Besseres zu thun übrig blieb, als ihren Rausch auszuschlafen. Nachdem sie eine lange Weile ohne sich zu rühren dagelegen hatten, wachten sie ganz dumm und betäubt wieder auf, und sagte der eine zum andern: Bist du dir unserer Angelegenheit bewußt? — Der Andere erwiderte: Mir ist nichts bewußt. Ich weiß nur, daß ich niemals einen besseren Wein als den unseres Wirthes getrunken habe. Seit dem wir zu Mittag aßen, habe ich nichts von mir gewußt. Und jetzt weiß ich eigentlich auch noch gar nicht, wo ich bin. — Ich sage dir, mir geht es um nichts Besser, sagte der erstere. Was haben wir aber nun zu thun? Was sagen wir? — Sein Gefährte entgegnete ihm kurz und gut: Verhalten wir uns nur heute noch den ganzen Tag hier bei unserm Wirth. In dieser Nacht könnte es doch sein, daß wir uns der Sache erinnern, du weißt ja, daß man zu sagen pflegt: über Nacht kommt Rath.

Mit diesem Vorschlage zufrieden, willigte der Andere gern darein. Und so blieben sie dann den ganzen übrigen Tag im Wirthshause sitzen, wo sie noch öftere Male so tief in ihr Glas hinein guckten, daß sie den Himmel für einen Dudelsack ansahen, beim Abendrothe aber auch lieber Glas als Bauholz zimmerten, und allsolange zechten und plauderten, bis keiner mehr den andern verstand. Dann gingen sie zu Bette und schliefen und schnarchten die ganze Nacht hindurch.

Des andern Morgens beim Aufstehen sprach der Eine: Was ist aber nun zu thun? — Der andere entgegnete: Der Himmel muß sich wider uns verschworen haben. Mir ist keine Sylbe von unserm Auftrage diese Nacht in die Gedanken gekommen, und ich fange beinahe an zu fürchten, daß ich ihn rein weg vergessen haben mag. — Der erste sagte wieder: Bei meiner Treue, da siehst es eben nicht zum Besten mit uns aus. Ich weiß gar nicht, was das heißen will, ob es der Wein oder ob es etwas anderes ist. Ich habe mein Lebelang noch nicht so fest in einem Zuge fortgeschlafen, ohne mich wieder ermuntern zu können, als in dieser Nacht hier in diesem Wirthshause! — Was Teufel! will das sagen? rief der Andere. Laß uns zu Pferde steigen, und in Gottes Namen weiter reiten. Vielleicht fällt es uns unterwegs ein.

Sie setzten ihre Reise also fort, und sagten unterwegs einer oft zum andern: Ist es dir eingefallen? — Mir nicht. Dir? — Mir auch nicht. — Auf diese Weise gelangten sie nach Arezzo und kehrten in dem Gasthause ein, wo sie sich oft einander bei Seite in eine Kammer zogen und sich die Backen strichen, wiewohl keinem von beiden sein unglückliches Gedächtniß zu Hülfe kam. Da sagte der Eine zuletzt ganz verzweifelt: So laß uns geradezu hingehen, und Gott siehe uns bei. — Der Andere wendete zwar ein: Wie sollen wir denn mit ihm reden, wenn wir nicht recht eigentlich wissen was? — Der Erstere aber beharrte dabei: So kann die Sache doch einmal nicht bleiben. — Und so ließen sie es denn auf das Gerathewohl ankommen, gingen zum Bischof, dem sie ihre tiefe Verbeugung machten, nachdem er sie vor sich gelassen hatte; blieben aber auch dabei stehen, und brachten kein einziges Wort hervor.

Der Bischof war ein wackerer ansehnlicher Herr, erhob sich, ging auf die Gesandten zu und sagte ihnen, indem er einen jeden bei der Hand ergriff: Seid mir willkommen, meine Kinder, was Neues bringt ihr mir? Einer schaute den Andern an und sagte: Rede du — nein, rede du, — doch keiner von beiden sprach ein Wort. Am Ende nahm sich der eine freilich zusammen und redete den Bischof an: Herr Bischof, Wir sind von euern Dienern, den Bürgern der Casentiner Landschaft, als Gesandte zu Eurer Herrlichkeit geschickt. Es sind indessen, die uns da abschickten, leider Gottes wohl eben so ungeschickt als wir selbst, sie theilten uns

unsern Auftrag überdies des Abends in der Uebereilung über Hals und Kopf mit, und so hat es sich nun allerdings zugetragen, die Sache mag sich verhalten, wie sie will, entweder verstanden sie nicht, es uns zu sagen, oder wir merkten uns das Gesagte nicht, daß wir eigentlich nicht mehr wissen, weshalb wir als Gesandte an Euch abgeschickt worden sind. Wir bitten euch demnach inständigst, ihr möget unsere Gemeinden und Bürgerchaften von Casentino in gutem Andenken behalten, und wir wünschen, daß der Hecker diejenigen holen mag, die uns abgeschickt haben, und uns eben dazu, die wir so unglücklicherweise an euch abgeschickt worden sind. —

Der weise Bischof legte ihnen seine Hand auf die Schultern und sagte: Geht in Frieden wieder heim und sagt meinen lieben Kindern von Casentino, daß ich immerdar bereit sein werde, soviel für ihr Bestes zu thun, als in meinen Kräften steht; daß sie sich aber nie mehr in Unkosten einer Gesandtschaft an mich setzen mögen, sondern, daß sie mir nur jedesmal in einem Briefe schreiben, was ihnen zu Diensten ist, wo dann ich ihnen gern auch schriftlich Antwort geben will.

(Schluß folgt.)

Verschiedenes.

— Die Nachricht, daß das Osterfest in allen Kalendern für das nächste Jahr 1845 unrichtig angegeben sei, hatte die ganze Welt erschreckt. Wir freuen uns, unsere Leser beruhigen zu können, es bleibt beim 23. März; und theilen ihnen darüber Folgendes aus einem Aufsatz des Herrn Professor Dr. Eberhardt in Coburg mit: „Es gilt für die Osterrechnung die Regel: Der erste Sonntag nach dem Frühlingsvollmond ist der Oster Sonntag. Unter Frühlingsvollmond wird der den 21. März oder unmittelbar darauf eintretende Vollmond verstanden. Fällt der Vollmond selbst auf einen Sonntag, so ist nach der angegebenen Regel der folgende Sonntag der Oster Sonntag. Nun fällt der Frühlingsvollmond des Jahres 1845 auf den 23. März. — Also haben doch wohl die Kalender Unrecht? Muß nicht Ostern auf den 30. angelegt werden?“ — Dieser Schluß würde ganz richtig sein, wenn der astronomische Vollmond mit dem durch die Epakten bestimmten cyklischen, wonach die Kirche Ostern berechnet, immer auf denselben Tage fielen. Die kirchliche Rechnung ist folgende: Epakten für 1845=22. Addirt man dazu die Anzahl der vom 1. Januar bis zum 21. März verfloßenen Tage, so gibt dieß die Summe 102. Dividirt man diese Zahl mit 29,5 als der Dauer eines synodischen Monats, so bleibt der Rest 13,5. Diese Größe von 21 abgezogen, läßt den Rest 7,5. Folglich fällt der Neumond auf den 8. März, also der Vollmond auf den 22. Der darauf folgende Sonntag, der 23. März, ist somit der Ostersonntag.“

— Während wir hier Regen vollauf hatten, war in Neapel der herrlichste Sonnenschein. Der neapolitanische Himmel verhielt sich zum deutschen, wie Krystall zum trüben Fensterglas. Neapel wimmelte von Fremden.

— Den Preußen scheinen doch auch 4 Procent lieber zu sein als 3 Procent. Die preussischen Staatsschuldscheine sind auf 99 herunter gesunken, wie sie im Frieden nie standen. Man giebt dieß den 4 Procent Schuld, welche der Staat bei den Eisenbahn-Actien von Berlin nach Königsberg garantiren will.

— Der Handelsvertrag zwischen dem deutschen Zollverein und Belgien ist nunmehr allseitig ratificirt. Auch Holland möchte jetzt gern einen Vertrag abschließen.

— Der russische Gesandte, Graf Nesselrode, ist dem König der Franzosen ausgewichen und hat kurz vor dessen Ankunft England verlassen. — Der englische Minister Palmerston ist in Berlin angekommen und wird sehr oft in der nächsten Umgebung des Königs gesehen.

— In Lissabon wurden die Cortes in aller Stille eröffnet. Man ging mit dem Plan um, den Minister Cabral zu nöthigen, vom politischen Schauplatz abzutreten. Zuletzt aber fand sich ein so starker Anhang des Ministers unter den Deputirten, wie man ihn nicht erwartet hatte.

— Der preussische Gesandte am Hanoverschen Hofe ist abgerufen worden. Man glaubt, daß der hanoversche Vertrag mit England und die Zollfrage die Veranlassung seien.

— In Serbien hat wieder eine Bande Rebellen den Versuch gemacht, den jetzigen Regenten vom Thron zu stürzen. An der österreichischen Grenze war der Sammelplatz, wo sich die Rebellen bewaffneten, worauf sie in die Stadt Schabacz eindrangen und sich des Stadthauses bemächtigten, wo sie die Magistratspersonen ohne Erbarmen niederschlugen. In einem Kampf mit den Regierungstruppen wurden die Rebellen geschlagen und ihr Häufelführer gefangen genommen. Der größte Theil der Bande entfloß.

— Für den Feldzug nach Texas haben die Mexicaner eine Armee von 30,000 Mann schlagfertig. Die Kriegskasse soll mit 4 Mill. Dollars gespickt werden, die man durch eine neue Häusersteuer aufbringen will. Die Kriegsdampfschiffe sind in New-York ausgebeffert worden. — Ein angenehmer Empfang für die deutschen Einwanderer!

— Wie's so manche Bauern übel nehmen, wenn man sie nicht als Herren Landwirthe und Oekonomen titulirt, so auch kommen jetzt die Ausdrücke Oenologen und Pomologen für die Wein- und Obstbauern in die Mode. In diesem Jahr haben 200 derselben in Dürkheim eine gelehrte Versammlung gehalten, wobei man unter dem Vorsitz des Herrn v. Babo die Weinsorten aus allen deutschen Gauen durchprobirte. Es waren schwere und heiße Tage, man trieb's praktisch; es wurde, wie billig mehr getrunken, als gesprochen und der Herr Wolf aus Wachenheim gab ein splendides Mittagmahl auf seinem Gute Rupper tsberg. Für das nächste Jahr ist Freiburg gewählt.

— Die junge Berlinerin, die mit ihren Eltern einem jungen Türken nach Constantinopel folgte, dort den Islam annahm, um ihn zu heirathen, kehrt mit den Ihrigen wieder nach Berlin zurück, aber ohne Mann, da der Vater desselben diese Verheirathung durchaus nicht zugab und die Franken übler bei den Türken angeschrieben stehen, als je.

— O'Connell hat aus Derrynane Abbey ein drei Foliospalten füllendes Schreiben an den Repealverein zu Dublin erlassen, worin er mit vielen Umschweifen zu verstehen gibt, mit den Repealagitationen sey es nun ganz vorbei.

— Die Amnestie-Ordonnanz für sämtliche französische politische Flüchtlinge in England soll dieser Tage im Moniteur erscheinen. Man versichert, daß eine dritte Amnestie für die Befreiung der noch in Haft befindlichen 31 politischen Gefangenen bei Gelegenheit der Vermählung des Herzogs von Anmale erfolgen wird.

— Die Abreise des Königs der Franzosen aus England war von Umständen begleitet, die der Gegenstand allgemeiner Besprechung geworden sind. Es war Alles so veranlaßt, daß die Königin und Prinz Albert ihre erlauchten Gäste am Montag, 14. Oktober, bis an Bord des „Gomer“ begleiten sollten. Das Wetter war Morgens noch erträglich, wurde aber gegen 11 Uhr sehr regnerisch und stürmisch. Dennoch fuhren die Wagen mit den Herrschaften und ihrem Gefolge um Mittag von Windsorcastle ab; um 2 Uhr war man bei der Eisenbahnstation Farnborough angekommen; unter'm ungünstigsten Wetter erreichte der Zug die Station Gosport; als man aber von Gosport aus an den Punkt nächst der Küste bei Portsmouth gekommen war (er heißt Clarence-Victual-Yard), wo der König der Franzosen bei seiner Ankunft in England gelandet hatte, entstand die Frage, ob es bei dem hohen Meer und heftigen Sturm rathsam sei, den „Gomer“ zu besteigen und den ursprünglich gefaßten Plan durchzusetzen. Nach langen Berathungen wurde ein negativer Entschluß gefaßt. Die Collation auf dem „Gomer“ wurde zugleich mit der Ueberfahrt nach Treport ausgegeben. Die Majestäten und das Gefolge begaben sich in das Haus des Prin. Grant, wo man drei Stunden verweilen mußte, bis die Anstalten getroffen waren, den König und seine Begleitung auf der Eisenbahn nach Dover zu bringen. Die Königin und Prinz Albert verfügten sich an Bord ihrer Yacht, wo sie die Nacht zubrachten. Der König Ludwig Philipp aber hatte um Mitternacht auf der Fahrt nach Dover noch ein furchtbar schönes Schauspiel zu sehen; auf der Hauptstation in London (New Cross-Railwaystation) war kurz vor Ankunft des Wagenzugs in einem Gebäude des Bahnhofes Feuer ausgebrochen, das schnell um sich griff und große Zerstörung anrichtete. Die königlichen Wagen fuhren mitten durch die Wegstrecke, wo zur Seite die Feuersbrunst wüthete; der durch den Brand angerichtete Schaden wird auf 25,000 Pfund Sterling angegeben.

— Heilung des Staars. Wie durch die Pariser medicinische Zeitung berichtet wird, hat der Arzt und Gelehrte, Dr. Person, den Galvanismus auf eine sehr glückliche Weise zur Heilung des Augenstaars angewendet. Da er hiezu mittelst einer Nadel einen Stich in das Auge macht, und in die Oeffnung sodann den galvanischen Strom leitet, so nennt er sein operatives Verfahren: Galvanopunctur, und gründete somit, als ein neuer Wohlthäter der leidenden Menschheit, einen neuen Zweig der Heilwissenschaft. — Möge diese Nachricht sich bestätigen!

— Rossini und seine Statue. „Im Jahre 1819 beschloß der Magistrat von Pesaro, der Vaterstadt Rossini's, seinem berühmten Landsmanne, dessen Marmorbüste er bereits besaß, eine Statue in Lebensgröße auf öffentlichem Markte zu errichten, damit, wie es im magistratlichen Protokoll hieß — die Landleute, die am Dienstag und Freitag zum Wochenmarkte nach der Stadt kommen, wenigstens die Züge des mit Ruhm bedeckten Sohnes von Pesaro bewundern könnten. Als darauf eine Deputation zu Rossini kam, um ihm diesen Beschluß seiner Vaterstadt anzuzeigen, frag er den Vorführer derselben: „Und wie viel dürfte dieser Spaß wohl kosten?“ — „Nun, ungefähr 3000 Thaler; so viel wenigstens hat der Magistrat dazu bewilligt.“ — „Wissen Sie was“, erwiderte darauf Rossini, „ich will Ihnen einen Vorschlag machen: geben Sie mir die Hälfte dieser Summe, und ich mache mich anheischig, mich selbst zweimal wöchentlich zur bestimmten Stunde auf den Marktplatz hinzustellen, so daß meine Landsteute mich nach Herzenslust genießen können, bis sie sich an dem großen Manne satt gesehen haben.“

